

Den Nächsten lieben oder als Nächster lieben?

- Predigt zum 13. Sonntag nach Trinitatis,

gehalten in der Gnadenkirche Holthausen am 11.09.2022

Das Evangelium nach Lukas 10,25-37 lautet:

²⁵ Ein Gesetzeslehrer stand auf, forderte Jesus heraus und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?

²⁶ Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du?

²⁷ Er antwortete und sprach: "Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst."

²⁸ Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben.

²⁹ Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?

³⁰ Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen.

³¹ Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinab zog; und als er ihn sah, ging er vorüber. ³² Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber.

³³ Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; ³⁴ und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. ³⁵ Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

³⁶ Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? - ³⁷ Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat.

Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!

Ein Mensch fällt also unter die Räuber, wird zusammengeschlagen. Sie lassen ihn schwer verwundet im Straßengraben liegen. Was wird aus ihm? Er stöhnt, ist verletzt. Die Spannung steigt. Einige Stunden später zieht ein Mann die Straße herauf. Kein Räuber diesmal, sondern ein Priester, ein Kirchenmann gleichsam, ein geachteter, frommer, rechtschaffener Mensch. Da ringt einer mit dem Tode. Wird er ihm helfen? Nein, achtlos zieht er weiter.

Wie muss es jetzt in dem Verwundeten aussehen? Hoffnung schlägt um in Verzweiflung. Lange hält er das nicht mehr aus: Verletzt und - in der glühenden Sonne - dem Verdursten nahe.

Doch noch einmal keimt Hoffnung auf. Ein zweiter Mann zieht die Straße herauf. Und diesmal ist es ein Levit, kein gewöhnlicher Kirchenmann also, sondern einer von oben, aus den höheren Etagen, ein Landeskirchenrat sozusagen, ein Präses, ein Bischof. Dieser wird doch wohl nicht achtlos vorübergehen, sondern gewissenhaft das Gebot der Nächstenliebe achten! Aber nein, auch er zieht weiter; wirft nur einen kurzen Blick hinüber und tut dann so, als hätte er den Schwerverletzten gar nicht bemerkt.

Der arme Mensch scheint verloren. Wenn schon die nicht helfen, die die Gebote jeden Tag lesen und kennen, wer soll denn dann helfen? Die Lage scheint aussichtslos.

Dann - endlich - kommt ein dritter Mann den Weg herauf. Aber was für einer! Man sieht es ihm an, seiner Kleidung, seinem Äußeren: Er ist ein Samariter, ein Ausländer. Die Gebote - kennt er die überhaupt? Die Heilige Schrift - hat er nicht eine ganz andere heilige Schrift? Nein, von diesem Samariter ist keine Hilfe zu erwarten.

So denken sicher alle, die Jesus bis hierher erzählen hören und den Ausgang der Geschichte noch nicht kennen. Aber dann geschieht eben das Unerwartete: Jesus berichtet, dass ausgerechnet der Ausländer, der Fremde, der Andersgläubige hilft. Er geht nicht vorüber. Er geht hin, klettert runter in den Straßengraben, leistet erste Hilfe. Und damit nicht genug: Er hilft dem Verwundeten auf, setzt ihn auf seinen Esel und führt ihn bis zum nächsten Gasthaus, das er für den Verwundeten im Grunde zu einem Krankenhaus macht, weil er mit seinem Geld auch noch für ein Bett und für die weitere Pflege des Kranken sorgt.

Gut, dass es solche Christen gibt wie diesen Samariter! Aufopferungsvoll, einsatzbereit, großzügig. Gut, dass es sie gibt: die Diakonie, das Rote Kreuz, den Arbeiter-Samariter-Bund! Gut, dass es sie gibt. Ein beruhigendes Gefühl. Schließlich könnte ich ja selbst einmal unter die Räuber fallen, ein unschuldiges Opfer am Straßenrand werden.

Nur sollten wir nicht allzu beruhigt sein, dass es sie gibt. Denn wenn ich beruhigt an die vielen Samariter denke, die es bei uns gibt, dann kann es passieren, dass ich selbst einer von denen werde, die vorübergehen. Ich überlasse die Verantwortung den anderen. Ich gehe vorüber, denn: „Da sollen sich doch andere drum kümmern!“ Ich gehe vorüber, denn: „Ich bin hier nicht zuständig!“ Ich gehe vorüber, denn: „Ich habe gerade heute noch so viel anderes zu tun.“ So kann es geschehen, dass wir vorüber gehen wie der Priester oder der Levit in unserer Geschichte.

Wir haben vielleicht auch Angst davor, große Angst, etwas falsch zu machen. Oder aber die Sorge, hilflos dazustehen - die eigene Ohnmacht zu spüren. Jedoch: Für einen leidenden Menschen, auch für einen schwerkranken Menschen ist meine Ohnmacht nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist das Nicht-Hingucken-Wollen, das Vorüber-Eilen-Wollen. Nicht Allmacht ist gefragt - Nähe ist gefragt!

Und damit sind wir bei dem Dreh- und Angelpunkt unserer Geschichte: Wer ist eigentlich mein Nächster? So fragt der Schriftgelehrte Jesus. So fragen auch wir, wenn wir an das Gebot der Nächstenliebe erinnert werden: Wer ist mein Nächster?

Es ist verblüffend und überraschend zugleich, wie Jesus diese Frage beantwortet. „Mein Nächster, das ist doch wohl einer aus meiner Nähe“, so könnte man ja antworten, „also jemand aus meiner Familie, mein Ehepartner, mein Kind, vielleicht noch einer aus der nächsten Nachbarschaft.“

Und dann könnte man darüber streiten, ob der Nächste nicht auch der „ferne Nächste“ ist: der Kollege von früher, von dem man lange nichts mehr gehört hat, der Obdachlose in der Innenstadt, die aus der Ukraine Geflüchtete, das hungernde Kind am Horn von Afrika.

Jesus aber lässt sich auf solche Diskussionen nicht ein. So würde nur einer gegen den anderen ausgespielt; ein Nächster könnte zum Alibi werden oder gar zum Vorwand, einem anderen Nächsten die kalte Schulter zeigen zu können.

Jesus erkennt vermutlich, dass der Schriftgelehrte das am liebsten haben möchte: Einen Alibi-Nächsten, um sich als guter Mensch zu rechtfertigen. Aber Jesus richtet den Blick vom passiven Objekt auf das aktive Subjekt. Auf die Frage nach dem Nächsten fragt er zurück: „Welcher von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste für den gewesen, der den Räubern in die Hände gefallen ist?“ Es geht nicht darum, irgendwo einen Nächsten ausfindig zu machen, sondern selbst anderen ein Nächster zu sein.

„Wer ist mein Nächster?“ Die Frage des Schriftgelehrten erwartet eine Antwort, mit der es sich bequem leben lässt. Vor der Antwort, die dann kommt, kann der Schriftgelehrte jedoch nicht ausweichen: „Frage nicht, wer dein Nächster ist! Frage stattdessen, für wen du der Nächste sein kannst! Denn du bist doch selbst der Nächste: der Nächste für jeden, der dir begegnet.“

Ich bin der Nächste für jeden, den ich sehe. Mag er mir sogar eher unsympathisch sein.

Nächstenliebe fängt an bei den älteren Menschen, die auf ein freundliches Wort von mir warten, auf ein kurzes Gespräch, eine kleine nachbarschaftliche Hilfe. Sie geht weiter mit den Freunden und Bekannten meiner eigenen Generation, denen ich ein offenes Ohr für ihre Probleme leihen kann. Die Nachbarn, die Familie, die Arbeitskollegen: ich soll nicht warten, bis ich irgendeinen davon als „Nächsten“ entdecke, sondern ich soll mir umgekehrt bewusst sein, dass ich jedem, der mir begegnet, zum „Nächsten“ werden kann.

Wenn ich der Nächste für andere bin, dann brauche ich mir nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wer denn mein Nächster ist, dem ich etwas Gutes tun muss. Wenn ich selbst der Nächste bin, dann kann ich das jeder und jedem sein, in jedem Augenblick. Es braucht nichts Aufwendiges und Großes zu sein; und ich muss auf keinen Fall auf den Gedanken verfallen, den Profis und Spezialisten die Arbeit abnehmen zu wollen. Nicht zu vergessen: Auch der Samariter hat die weitere Pflege des Opfers ja in andere Hände gegeben!

Wenn ich der Nächste bin, dann bin ich der Nächste mit meinen Fähigkeiten und ebenso mit meinen Grenzen. Ich soll nur der Nächste sein, ich muss nicht der wissende Alleskönner sein! Als einer, der einem anderen nahe sein kann, weiß ich, was ich verkraften kann, was ich aushalten kann und auch, was ich leisten kann. Und dann tue ich eben, was für mich in diesem Augenblick, in dieser besonderen Situation möglich erscheint.

Das kann von Jahr zu Jahr sehr unterschiedlich sein: in der Gefährdungslage der Corona-Zeit galt es, dem Nächsten gerade nicht zu nahe zu kommen und dafür kreativ zu sein, wie man dennoch eine Freundlichkeit erweisen konnte.

Insbesondere die Kinder, die durch die Taufe in die Familie Gottes aufgenommen werden, sind sehr darauf angewiesen, dass wir als ihre Nächsten wirken, heute und an jedem Tag, an dem wir die Welt noch für sie verwalten – bevor sie anfangen, diese selbst mitzugestalten.

Später, wenn die Kinder groß und wir dann die Älteren sind, werden sie das verantwortungsvoll für uns tun, werden einmal unsere Nächsten sein. Sie werden dabei schöpfen aus all dem Guten, das wir ihnen in ihren Anfängen mit auf den Weg geben.

Aus der Taufe im christlichen Glauben erwächst ein rücksichtsvolles Leben, ein Leben, das nicht durch Egoismus gekennzeichnet ist, sondern ein Leben, das die Interessen der Menschen im Rande achtet, ein Leben, das Partei nimmt für die Menschen ohne eigene Vertretung.

Auch wenn sich Nächstenliebe in unserer heutigen Welt nicht in barer Münze auszahlt, so trägt sie doch viele unentbehrliche Früchte: Menschen werden zugänglicher. Sie schenken einander Vertrauen und sind füreinander da, wenn einmal Hilfe benötigt wird.

Wenn ich dagegen unchristlich und wie mit Scheuklappen durchs Leben renne, weil ich keinem der Nächste sein will, wenn mir das Schicksal anderer egal ist, darf ich mich nicht wundern, wenn mir keine Hilfe zuteilwird, sollte ich einmal selbst in Not geraten.

Darum wollen wir lieber versuchen, wie der Samariter den anderen ein Nächster zu sein. Denn das, was ich an Aufmerksamkeit und Hingabe gebe, strahlt oft genug reichlich zurück aus der Dankbarkeit und der Freude der Menschen, die meine Hilfe annehmen.

Wir müssen nicht Fachkräfte, Rettungssanitäter, Ärzte ersetzen wollen; aber wir dürfen für uns und andere die Nächsten sein. Wir dürfen zuhören, wo unser Mitgefühl gefragt ist. Wir dürfen die Hand halten, wo einer einsam ist; wir dürfen die Opfer der Not und Gewalt unterstützen – das alles ganz nach den Kräften, die uns Gott verliehen hat. Das Einzige, was wir nicht dürfen, ist - weggucken!

Amen.

